



Dokumentation

Jeremias Schröder OSB

Missionarisch-weltkirchliche Spiritualität

Eröffnungsreferat zur Fortbildung

Einleitung

Den Veranstaltern dieser Fortbildung möchte ich zunächst einmal dafür danken, daß Sie diese Fortbildung überhaupt entworfen haben und nun durchführen. Ich denke, sie ist sehr zeitgemäß: im Vorfeld der Bundestagswahl, die uns in den letzten Tagen ja doch recht erschüttert hat, fand in unserer Klostergaststätte in St. Ottilien eine Wahlkampfveranstaltung statt. Das war keine der üblichen Kampfreden sondern eine eher nachdenkliche und fast besinnlich gehaltene Vorstellung neuer Politikschwerpunkte einer jüngeren Generation von Unionspolitikern. Allerdings fehlte etwas Wichtiges. Der Veranstaltungsort St. Ottilien ist immerhin das älteste katholische Missionshaus in Deutschland, und deshalb sprach ich den Hauptredner hinterher darauf an, dass kein einziges Wort zu Fragen der internationalen Zusammenarbeit, der Entwicklungshilfe oder der Globali-

↑ missionarisch-weltkirchliche Spiritualität

Dokumentation Weltkirche
Gemeinsam mit mehreren missionierenden Orden veranstalteten die Hilfswerke Missio, Adveniat, Renovabis und das Kindermissionswerk vom 20. bis 22. September 2005 im Bildungshaus Untermarchtal bei Ulm eine Fortbildungstagung mit Gästen aus aller Welt. Ziel war, die Bereicherungen zu verdeutlichen, die sich durch die Auseinandersetzung mit anderen Formen von Spiritualitäten für unseren europäischen Kontext ergeben. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert in dieser Ausgabe einige der Referate und Impulse der Tagung. Das Eröffnungsreferat hielt Erzbabt Jeremias Schröder OSB von St. Ottilien.

sierung gefallen war. Der junge Politiker dachte kurz nach – immerhin – und sagte dann: „Sehen Sie, das ist typisch für unsere deutsche Nabelschau. Wir kreisen in Deutschland zurzeit nur noch um uns selbst!“

Das stimmt leider auch in der Kirche; die große Leere in den Kassen und Priesterseminaren, der schwindende Kirchbesuch, die Beschäftigung mit den kirchenpolitischen Verwicklungen rings um bayerische Bischofsernennung und vieles derartiges mehr – das alles fokussiert unsere Aufmerksamkeit im Nahbereich, und vermutlich sind auch unsere Kreise nicht dagegen gefeit. Zum Glück hat uns wenigstens der fröhliche Weltjugendtag – der freilich auch nicht das große Allheilmittel all unserer Übel sein wird – mit seiner spielerisch-leichten Öffnung hin zur ganzen Welt wieder etwas frische Luft beschert, und ein wenig von dem Druck genommen, der oft genug auf unseren Schultern lastet und den wir als schwere Verantwortung für das Wohl und Wehe der Kirche in unserem Land empfinden.

In diesem Sinne habe ich auch die Einladung zu dieser Fortbildung verstanden: hier soll ein Fenster geöffnet werden, damit wir mitatmen können an der Luft, die die ganze Welt durchweht. Die Einladung hierher war für mich sehr schmeichelnd, aber auch etwas bestürzend. Wir Benediktinermönche sind ja gewohnt, schnell mal fürs „Spirituelle“ abgestellt zu werden. Eine ökumenische Tagung, deren Organisatoren vergessen haben, das Morgenlob zu organisieren, oder ein Tischgebet, das schnell noch improvisiert werden soll – da heften sich die Blicke rasch auf die Träger der schwarzen Mönchskutten, und die Situation ist irgendwie gerettet. Ich möchte später gerne etwas ausführlicher und themenbezogen über die Möglichkeiten und Grenzen der Stellvertretung sprechen, aber ich hoffe, dass sie hinsichtlich meines Referates dem Drang zur vikarischen Projektion (- typischer Ausdruck dafür wäre „Das können wir jetzt abhaken“), dass sie also dieser Versuchung widerstehen können.

Das ist auch notwendig, weil ich zurzeit noch befürchte, unter etwas falschen Erwartungen hierher eingeladen worden zu sein. Bei uns Benediktinern der neueren Zeit ist „Spiritualität“ fast zu einem Buhwort geworden: wir befürchten, dass mit dem Wort eine eigenartige Spezialisierung verbunden wird, die uns eigentlich fremd ist. Spiritualität heißt, Zeit und Raum im Angesicht Gottes zu ordnen. Das ist, Sie erkennen es unschwer, eine Kurzfassung für christliches Leben – und mehr als das wollen wir gar nicht. Zeit und Raum im Angesicht Gottes ordnen – mit dieser Definition im Hinterkopf versuche ich, ein paar Bausteine für das von Ihnen in dieser Fortbildung Erwartete zu liefern, und hoffe auf eine gnädige und auch barmherzige Aufnahme durch diese erlesene Hörerschaft, in der sich viele länger und intensiver als ich mit den Fragen beschäftigt haben, um die es in diesen Tagen gehen soll.

Logos Spermatikos und Communio

Die theologische Grundlage für das, was wir uns von dieser Fortbildung erhoffen, liegt in den beiden Begriffen „Logos Spermatikos“ und Communio. Ich muss schon hier eine kleine Fußnote einfügen und erwähnen, dass diese beiden Begriffe, die ja in der griechischen und lateinischen Form zu Grundvokabeln unserer christlichen Reflexion geworden sind, durch ihre Fremdsprachigkeit schon diskret darauf hindeuten, dass auch unsere eigene westliche Theologie-Tradition, die manchen so schal schmeckt, viele Tiefenschichten in sich birgt. Manches belebende Quellwasser sprudelt da unbeachtet, und es wäre in meinen Augen gar kein Fehler, wenn am Ende dieser Workshops sich manch einer von Ihnen auch mit neuer Entdeckerfreude dem Eigenen und dabei oft überraschend Fremden zuwendete.

Der Märtyrer und Philosoph Justin hat im zweiten Jahrhundert die stoische Lehre vom Logos

Spermatikos, vom samenhaften Gottesgeist, der sich in allen Menschen findet, transformiert in eine christliche Erkenntnis von der Wirklichkeit des Geistes in der Welt schon vor der Fleischwerdung und dem Pfingstfest. Der große Probefall war für ihn Sokrates, der gleichzeitig stellvertretend für die ganze klassische Philosophie steht. Die Weisheit und Tugend dieses antiken Gründervaters konnte ja wohl nicht völlig unverbunden außerhalb der christlichen Offenbarung Gottes stehen. Der Logos, der schon bei der Schöpfung zugegen war, hatte dieser Schöpfung seine Spuren aufgedrückt, seine Samen ausgestreut, so dass schon vor der Fleischwerdung des Wortes ewige Wahrheiten erkannt und echte Tugend gelebt werden konnte.

Justin, und den Kirchenvätern, die sich in seinem Gefolge mit dem logos spermatikos beschäftigten, gelang so „eine der wesentlichsten Integrationsleistungen der Kirchen- und Theologiegeschichte. Christliche Theologie entwickelte sich nicht nur in Abgrenzung gegen die antike Philosophie, sondern in produktiver Aufnahme.“ [Uwe Kühnweg] Die Lehre vom logos spermatikos ist nicht immer gleich aktuell geblieben; leider, denn sie hätte in einigen heiklen Situationen der Missionsgeschichte zu einer Entschärfung und großzügigeren Wahrnehmung des Vorgefundenen führen können. Sie wird heute zumeist im Zusammenhang mit dem interreligiösen Dialog bemüht. Aber sie ist eben auch grundlegend für unser christliches (und hier muss man vielleicht auch sagen katholisches) Verständnis vom Reichtum anderer Kulturen. Dass wir aber überhaupt die Verschiedenheit der kulturellen Ausprägungen christlichen Lebens bejahen und als bereichernd erleben können, das liegt eben daran, dass wir auch in diesen Unterschieden dem Geistessamen nachspüren können, die in jeder Kultur ein Tor zur Aufnahme des Glaubens und dann auch zu seiner Aneignung, seiner Sich-Zu-Eigen-Machung sind.

Das heißt: die Kirche sollte ja in der Lage sein, diesen Geist, der in den Menschen und Kul-

turen eingebettet ist und wohl auch immer wieder Blüte und Frucht getragen hat, zu erkennen. Das ist ihr immer wieder gelungen, in spektakulärer Weise z.B. bei den Germanen, deren Werte und Bräuche zu einem guten Teil ins wachsende Haus der Kirche mit einziehen durften. Das Weihnachtsfest knüpft an die Traditionen unserer heidnischen Vorfahren an und zum Ritus der Priesterweihe gehört heute noch ein Treueversprechen, das dem germanischen Vasallenwesen entsprang. An anderen Stellen blieben die Türen geschlossen. Die Begegnung der Hochkulturen Ostasiens mit dem Christentum ist eine manchmal traurig stimmende Geschichte verpasster Gelegenheiten.

Ganz wichtig wird hier, dass es auch um eine Scheidung geht, um ein Sondieren, ein Erkennen und Bewerten: wo offenbart die Kulturtraditionen eines Landes Spuren des göttlichen Geistes, und wo sind es ganz andere Kräfte, die da zum Zug kommen? Es ist ja nicht alles gut und schön, was uns auf der weiten Welt begegnet. Die Menschenopfer der Azteken werden nicht vermisst, und die Behandlung von Frauen in manchen Kulturen ist immer noch unerlöster Skandal.

In der Regel des Heiligen Benedikt, diesem 1500 Jahre alten Klassiker christlicher Spiritualität, wird die discretio, die Scheidung der Geister, als unverzichtbarer Bestandteil des geistlichen Lebens beschrieben. Ganz eng mit der discretio verbunden ist das Wissen um das rechte Maß. Dem ängstlichen Sich-Versperrern ebenso wie der naiven Totalöffnung wird ein kluges Abwägen entgegengesetzt. Die Unterscheidung der Geister befähigt die Kirche, den logos spermatikos in der Welt zu erkennen, und sich von ihm befruchten zu lassen.

Die andere Grundvokabel, die unserem Fortbildungstag hier in Untermarchtal ein Fundament gibt, ist communio – Kirche als Gemeinschaft. Das Thema ist in den vergangenen 40 Jahren hinreichend breitgetreten worden und muss nicht mehr großartig eingeführt werden. Kirche als communio, das

bedeutet, dass sie nie nur allein ist. Sie ist vertikal verbunden mit Gott und dadurch hineingenommen in das trinitarische Liebespiel der göttlichen Personen, und sie ist horizontal geöffnet: auf andere Kirchen, und auf die Menschen, die Welt. Es ist ja der Grundgedanke dieser Tage hier, dass Kirchen voneinander lernen können, und dass wir das nicht nur tun, um besonders erfolgreiche Business-Modelle abzukupfern, sondern weil es dem Wesen der Kirche als Gemeinschaft entspricht, weil wir aufeinander verwiesen sind und uns so auch tiefer durchdringen und wohl auch besser lieben können.

Ich möchte hier nur über zwei Aspekte dieser Communio sprechen. Der erste ist die Stellvertretung. Die Communio-Beziehung verbindet unsere Kirchen so, dass wir an dem teilhaben, was in anderen Kirchen geschieht. Das eindrücklichste Beispiel hierfür ist vielleicht das Martyrium. Die großen Aufsehen erregenden Martyrien sind zu allen Zeiten der Kirchengeschichte wie ein Lauffeuer durch die christliche Welt gegangen. Viele von Ihnen werden vor 2 Monaten die Nachricht von der Ermordung des Bischofs von Isiolo in Kenia mit Bestürzung gehört haben, und geradeso war es schon 1170, als Thomas Beckett in der Kathedrale von Canterbury erschlagen wurde und kurz danach die erste ihm geweihte Kapelle in Italien entstand. Das christliche Zeugnis der Mutter Theresa ist für Christen in der ganzen Welt eine Inspiration gewesen, ein Vorbild, aber auch etwas, worüber man sagen konnte: seht, das geschieht in unserer Kirche, auch das ist eine Realität kirchlichen Lebens.

Das ist eine Verwirklichung von Communio, die ich für sehr legitim halte. In dieser Weise konnte eine kontemplative in Nordfrankreich weggesperrte Nonne zur Patronin der Missionen werden. Therese von Lisieux hatte ganz deutlich empfunden, dass sie an dem teilhatte, was durch die Missionare auf aller Welt geschah. Die meisten Ordensleute unter Ihnen werden diese Logik kennen. Unser

Kloster St. Ottilien ist jedenfalls voll von verhinderten Missionaren, deren Traum ein Einsatz im afrikanischen Busch war, und die eben doch hier bleiben oder zurückkehren mussten, weil für das Leben unserer Klöster viele verschiedene Berufungen gebraucht werden, auch die unspektakulären im Heimdienst. Die meisten dieser verhinderten Missionare hadern nicht mit ihrem Schicksal, weil sie wissen, dass sie Teil eines größeren Ganzen sind: auch wir Mönche bilden eine Communio, und die Sendung des Einzelnen ist immer auch Teil der Sendung aller.

Diese Stellvertretung stößt aber auch an Grenzen: eine Missionsgenossenschaft, die gar nicht mehr draußen tätig ist und nurmehr Hintergrundstrukturen mitverwaltet, die verliert ihre Überzeugungskraft. So etwas Ähnliches gibt es auch im Bereich der Weltkirche. Lange Zeit konnte man immer wieder trostvolle Worte vom lebendigen Glauben der jungen Kirchen hören. Aber das kann natürlich unseren bundesrepublikanischen Katholizismus auch nicht am Leben erhalten. Ohne die Kernsubstanz, und das ist gelebter und gefeierter christlicher Glaube, ohne dieses Fundament wird alles andere belanglos.

Die Versuchung ist manchmal da, sich mit dem Gedanken einer Stellvertretung im Kernbereich des christlichen Glaubens zu trösten; wenn es bei uns nicht mehr so richtig klappt, so ermöglichen uns die immer noch vorhandenen Kirchensteuermittel ja doch, den anderen – lebendigen – Kirchen zu helfen. Das kann so nicht gehen, und wird zu einer gutgemeinten Heuchelei.

Die deutsche Sprache mit ihrer grandiosen Wortschöpfungskraft hat uns da, wie ich meine, einen Bärendienst erwiesen: er steckt in dem schönen Wort Weltkirche, das ja auch im Titel unserer Fortbildung enthalten ist. Die anderen großen Weltsprachen haben dafür kein ähnlich prägnantes und überzeugendes Wort. Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch – überall ist von der universal church oder einer chiesa universale die Rede. Und aus der kann man kein Adjektiv und auch kein

D Adverb machen: nur auf Deutsch gibt es diese Möglichkeit, zwanglos weltkirchliche Aufgaben zu übernehmen oder sich auf manch andere Weise weltkirchlich zu gebärden. Und weil uns dieses schöne und biegsame Wort von der Weltkirche gegeben ist, ist das ausländisch klingende Wort von der Mission oft genug verdrängt worden. Viele von Ihnen sind vermutlich im Referat Weltkirche eines deutschen Bistums tätig, auch wenn im Untertitel vielleicht noch missionarische Aufgaben genannt werden. Diese „Weltkirche“ ist der perfekte Ausdruck für *communio*. Aber dem Wort fehlt das provokative, das der Mission jedenfalls im christlichen Umfeld immer noch anhaftet. In meiner Heimatgemeinschaft, die offiziell den Namen „Benediktinerkongregation von St. Ottilien“ trägt, bewahren wir kämpferisch den alten gängigen Namen „Missionsbenediktiner“, damit wir selber nie vergessen, dass wir eine Sendung haben, die über unsere eigenen Kreise hinausweist. Die Versuchung ist immer wieder da, sich mit fröhlicher Interkulturalität zu begnügen. Aber nur da, wo wir uns unserer missionarischen Berufung bewusst bleiben, wo wir uns auch der nichtchristlichen Welt zuwenden, stoßen wir in Tiefenschichten vor, die unseren eigenen Glauben aufrütteln.

Im Grund wird das Gleiche für unsere Kirche in Deutschland gelten, und ich wünsche mir, dass sie nie vergisst, dass der uns aufgegebene Glaube nicht nur mühselig gestützt und mit Gleichgesinnten geteilt werden soll: er drängt hinaus bis zu den Enden der Welt.

Eine Irritation in der *Communio* möchte ich noch gerne ansprechen. Bei meinen Reisen spüre ich immer wieder, dass unsere Glaubensbrüder im nahen und entfernten Ausland uns nicht ganz trauen, wenn es um den Papst geht. Das Missbehagen, das sich bei uns ja geradezu habituell zeigt, wenn es um den Bischof von Rom geht, das distanziert uns nicht nur etwas von der Leitung der Weltkirche. Über die notwendigen Nähen und Distanzen in diesem Bereich kann man getrost ver-

schiedener Meinung sein. Es trennt uns vor allem auch deutlich von der Empfindungswelt des allergrößten Teils der katholischen Christen, mit denen wir Missions- und Weltkirchenprofis so zu tun haben. In Afrika wird der Papst als kirchliches Oberhaupt im großen und ganzen sehr unwidersprochen hingenommen – außer von einigen Intellektuellen. In Teilen Ostasiens – etwa in China, und wenigstens historisch auch in Japan – wird das Papsttum geradezu als Teil des Glaubensbekenntnisses gesehen. Diese Haltungen sind vielleicht nicht frei von Verzerrungen und Übertreibungen. Aber dieser *sensus commune* der hat immerhin verstanden, dass auch diese *Communio* der Kirchen ein Realsymbol benötigt, und dass dieses Realsymbol der Papst in Rom ist. Wir werden unsere weltkirchlichen Partner besser verstehen und mit ihnen leichter zusammenkommen, wenn es uns gelingt, einige deutsche Verkrampftheiten zu lösen und etwas unbeschwerter mit diesem Papstamt umzugehen. Das sagt weiter nichts über die professionellen Beziehungen mit den Kurienbehörden aus – hier geht es wirklich um eine symbolische Ebene, die uns anscheinend etwas schwerer zugänglich ist.

Inkulturation

Im dritten Teil meines Referates möchte ich einige Bemerkungen zur Inkulturation machen denn in den nächsten Tagen werden uns ja die Möglichkeiten und wohl auch die Grenzen eines Transfers zwischen Kulturen beschäftigen. Der fleischgewordene Logos, der sich in die Geschichte hineinbegeben hat, der verbindet sich mit dem Logos spermatikos, der bewegt sich in den Kulturen und Völkern um das aufzunehmen und auf Gott hinzuverwandeln, was da schon an samenhaftem Logos vorhanden ist. Dazu bedarf es der Unterscheidung, denn nicht alles kann unterschiedslos Gefäß für den göttlichen Geist werden.

Hier liegt die große theologische Aufgabe derer, die an der Inkulturation arbeiten. Glau-

be muss immer in eine Kultur hinein konkret werden, er ist uns ja nie als reine Abstraktion gegeben. (Das ist übrigens auch die moderne Kritik am Begriff Inkulturation: es entsteht der Eindruck, als sei Glaube zunächst einmal ideenhaft vorhanden und werde dann in verschiedene Kulturen eingegossen. Tatsächlich ist er aber von Anfang an in einer Kultur daheim, kommt sozusagen schon kulturell inkarniert auf die Welt, und kann dann nur von einer Kultur in die andere weitergegeben werden. Man müsste das eigentlich angemessener als „Transkulturation“ beschreiben.

Inkulturation ist eine heikle Sache und kann gehörig ins Auge gehen. Vor fünf Jahren erregte der neue Erzbischof von Boemfontein in Südafrika gehöriges Aufsehen mit seinem Vorschlag, Tieropfer in die Messe zu integrieren.

Auf einem anderen Niveau, aber deshalb vielleicht eher noch brisanter, war ein Vortrag, den ich erst vor wenigen Tagen in Rom bei der 5. Ökumenischen Europäischen China-Konferenz hörte. Ein Dozent des protestantischen Seminars von Guandong sprach zum Konferenzthema „Einheit in Verschiedenheit“ und erklärte uns, wie der traditionelle chinesische Begriff der *Harmonie* in hervorragender Weise helfen kann, diese Einheit aus Verschiedenem herzustellen. Als gelungenes Beispiel schilderte er die von der kommunistischen Regierung durchgeführte Vereinigung aller protestantischen Kirchen zu einer post-denominationellen sehr harmonischen Einheitskirche. Mit anderen Worten: der Harmoniebegriff, der auch schon vor der kommunistischen Machtübernahme als Rechtfertigung für die Unterdrückung Andersdenkender benützt worden war, sollte jetzt plötzlich zu einer theologischen Kategorie geadelt werden. Einer der anwesenden Hörer wies dann noch darauf hin, dass der gedruckte Redetext außerdem noch einen Hinweis darauf enthielt, dass im Lichte dieser Harmonie auch die Wiedervereinigung des Vaterlandes – sprich die Annektierung

Taiwans – als göttlicher Wille zu sehen sei. Der Professor, das darf man glaube ich sagen, stand ausgesprochen blamiert da, und gleichzeitig war in seltener Deutlichkeit klar geworden, wie wichtig eine kluge *discretio* bei diesen Transferversuchen ist.

Eine zweite Gefahr, in die sich mutige Inkulturationsversuche häufig begeben, ist der Historismus. Als Bezugspunkt wird häufig genug eine traditionelle Kultur gewählt, die wir im Allgemeinen leichter als „Kultur“ anerkennen können. Das heißt dann aber, dass eine schon vergangene und im Bewusstsein vieler Menschen auch rückständige Kultur-epoche zum Mutterboden eines Inkulturationsversuches gemacht wird. Das ist etwa so, als würden wir mit der Neuevangelisierung Oberbayerns zunächst im Trachtenmuseum beginnen, um so eine wirklich bei uns heimische Formensprache des Christentums zu entwickeln. So geht es aber wohl nicht. Die Globalisierung ist ja nicht nur ein Phänomen, das die wirtschaftliche Situation unseres Landes beeinflusst. Sie hat in den urbanen Zentren der ganzen Welt zwar nicht eine Einheitskultur geschaffen, aber doch eine Querbefruchtung bewirkt, durch die abgeschlossene kulturelle Räume weitgehend verschwunden sind. Wenn Sie in Ostafrika einen Überlandbus besteigen, ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass das Videoprogramm mit Karatefilmen aus Hongkong bestritten wird. Eine zeitgenössische Inkulturation wird die afrikanische Christenheit nicht in den Kral zurückführen dürfen, sonst geriete sie eher noch in Gefahr, zur Grundlage eines neuen Chauvinismus zu werden. Beispiele dafür gibt es schon, etwa in einigen Bewegungen des südindischen Christentums, deren Bestreben nach indischer Authentizität gelegentlich von großer Verachtung für das Fremde begleitet wird.

Sehr wichtig erscheint mir die Frage, wer eigentlich die Motoren der Inkulturation sind. Zu den ganz großen Früchten dieser Bewegung zählte ja der zairische Ritus, der für die

Kirche im heutigen Kongo entwickelt worden war. In den 90er Jahren hatte ich öfter im Kongo zu tun und wollte gerne einmal an einer solchen Messe teilnehmen. Auf dem flachen Land, da wo unsere Station bestand, gab es aber weit und breit keine Gottesdienste in diesem Ritus, auch nicht in den Kathedralen. Als ich mich danach erkundigte, sagte man mir, der zairische Ritus dauere zu lang. Man könne ihn eigentlich nur noch in Kinshasa finden, weil die dort lebenden Europäer großes Interesse daran hätten.

Bei einer anderen großen China-Konferenz verteilte einer der anwesenden Priester Andachtsbildchen in chinesischer Manier, die begeistert von allen mitgenommen wurden. Als ich fragte, wo er die Bilder in China verwende, sagte er mir, sie seien nur für die ausländischen Wohltäter gedacht, die chinesischen Christen würden sich mit großer Zielstrebigkeit nur für die etwas lieblicheren Produkte des italienischen Kunsthandwerks interessieren.

Ebenfalls in China ist der gotische Fensterbogen zum Erkennungszeichen katholischer Kirchen geworden. Bei einem von uns geförderten Kirchbauprojekt, das ganz in der Tradition der internationalen Moderne stand, bedurfte es langer Diskussionen um den chinesischen Architekten, der kein Christ war, davon zu überzeugen, dass eine Kirche auch ohne gotische Fenster eine echte katholische Kirche ist. Heute wäre ich vielleicht nicht mehr so hartnäckig.

Ich bin inzwischen davon überzeugt, dass die Entwicklung echter inkultrierter Formen Zeit braucht, dass sie nicht immer bewusst vonstatten gehen muss, und dass sie Christen überlassen werden sollte, die dem jeweiligen Kulturkreis angehören.

Die Inkulturationsthematik spiegelt sich natürlich auch ganz interessant bei uns. Gelegentlich wird die Frage aufgeworfen, ob es dem Christentum überhaupt gelungen ist, sich in unsere westliche Moderne hineinzuinkultrieren. In einigen Bereichen – ich denke etwa an den ganzen Bereich der Frau-

enrechte – wird man sagen müssen: noch nicht sehr überzeugend. Andererseits ist aber auch längst nicht alles verloren. Der Weltjugendtag hat eine souveräne Beherrschung moderner Formensprachen gezeigt und einen Umgang mit Massenmedien, der auch Profis nur Anerkennung entlockt hat. Es ist vielleicht das besondere Charisma unseres neuen Papstes, dass er mit seiner zurückgenommenen Art dabei gleichzeitig deutlich machen kann, dass die Kirche nicht willens ist, ihre Seele an diese Dimensionen der Moderne zu verkaufen. Sie bleibt sich treu und kann aus dieser Treue heraus gleichzeitig immer neu in die Welt hinein sprechen. So wird *discretio* beispielhaft ausgeübt.

Globalisiertes Lernen

Nachdem ich Sie nun mit allerlei Warnungen und Vorbehalten hingehalten habe, möchte ich im vierten Teil aber doch noch ein wenig von meinen eigenen Lernerfahrungen berichten.

Mein eindrucksvollstes religiöses Lern-Erlebnis hatte ich im Kongo. In einem eher verschlafenen Winkel des Riesenlandes, der vom Bürgerkrieg damals nur sehr sporadisch erreicht wurde, war ich zusammen mit einem Mitbruder ohne Fahrzeug gestrandet. Um unsere Station zu erreichen, mussten wir 20 km zu Fuß zurücklegen. Es war für mich das erste Mal, dass wir nicht auf den alten Sandpisten hin- und herbrausten, sondern abseits von diesen auf kleinen Fußpfaden quer durch den Busch zogen. Um die Tageshitze zu vermeiden, machten wir uns lange vor Sonnenaufgang auf den Weg. Als die Sonne schließlich erschien und Tiere und Menschen erwachten, kamen wir an einer Hütte vorbei. Vor der Tür stand ein alter Mann, mit geöffneten Händen und geschlossenen Augen, den Kopf zum Himmel gewandt. Er murmelte vor sich hin. Ich brauchte einen Moment um zu begreifen, dass er seinem Schöpfer den morgendlichen Dank darbrachte, so wie es wohl

von Anbeginn der Zeit gewesen ist. Das war so unmittelbar, so unreligiös, dass mich das Bild bis heute nicht mehr losgelassen hat.

Jeder von Ihnen, der mit Afrika zu tun hat, wird beim ersten afrikanischen Festgottesdienst überwältigt gewesen sein. Inbrunst, Freude, Musik und Tanz, das Ganze verbindet sich zu einem faszinierenden Glaubensfest. Im Laufe der Zeit lässt die Begeisterung vielleicht ein wenig nach; manche Missionare sehen einem Pontifikalamt mit 4-6stündiger Dauer eher mit gemischten Gefühlen entgegen. Aber das Gefühl für Feierlichkeit, die Würde des Gottesdienstes und die Ehrfurcht vor dem Heiligen, die immer wieder durchscheint, das sind doch Erlebnisse, von denen etwas überspringt. Wir werden ja wohl keine Afrikaner werden, und das ist auch nicht unser Auftrag, aber von dieser freudigen Ehrfurcht können wir wohl lernen.

In einer japanischen Gemeinschaft hörte ich einmal das fast verzweifelte und doch auch trostvolle Wort: unsere Pfarrer sind hoffnungslos. Wahrscheinlich müssen wir alles selber machen. Die klerikalen Fixierungen der Kirche sind in Übersee eher noch ausgeprägter als bei uns. Aber dennoch gibt es große Freiräume für die lebendige und selbstbewusste Wahrnehmung von Verantwortung durch Laien, die echte Führungsaufgaben übernehmen, als Katecheten, in den kleinen christlichen Gemeinschaften, in den ganz gewöhnlichen Gemeindestrukturen. Das sind keine Parallel-Hierarchien nach deutschem Verwaltungsmodell, sondern von unten aufgebaute Strukturen, die aus der Gemeindeebene heraus leben und sich bewähren.

Meine letzte Entdeckung in Afrika aber ist Feinheit des menschlichen Umgangs. Man spürt das schon an der Ernsthaftigkeit, mit der begrüßt wird. Der Handschlag ist nicht nur das schnelle Hinhalten einer schlappen Hand. Da wird intensiv geschüttelt, oft mit beiden Händen, oder mit besonderen Handgriffen, die zwei-, dreimal gewechselt werden. Auf Kisuaheli gehört ein langer Begrü-

ßungsdialog dazu: man fragt, wie es um den anderen steht, wie die Nacht war, oder der Abend oder der Tag, wie's mit der Arbeit geht. Man drückt sein Bedauern über die Strapazen der Reise aus. Und dann, ganz allmählich geht es zur Sache. Alles andere wird als platt empfunden, als unhöflich und schlecht erzogen. Und tatsächlich, in den Städten, wo die Erziehung in den Familien oft gefährdet ist, da werden die Umgangsformen „moderner“, schneller, kulturloser.

Persönliche Verletzung wird vermieden, wo es irgend geht. Muss einmal etwas Unschönes über einen anderen ausgesagt werden, dann möglichst indirekt. „Der, der vorher gesprochen hat“, heißt es dann, oder man benutzt eine Amtsbezeichnung. Der Name, dieses Portal zum intimsten Persönlichkeitsbereich des Menschen, wird möglichst nicht verwendet, damit die Kritik nicht allzu sehr verletzt.

Dazu gehören dann auch Respekt und ein deutliches Gespür für Unterschiede und Nuancen. Die Achtung, mit der einem Höhergestellten begegnet wird, ist für unser demokratisches Gespür anfangs schwer zu ertragen. Kleine Hilfsdienste, das Tragen schwerer Koffer, werden sowieso selbstverständlich übernommen. Selbst die kleine Aktenmappe trägt der gastgebende Abt dem Gast noch gern zum Sitzungstisch. Und wer zum persönlichen Gespräch kommt, der hält aus Anstand die Augen gesenkt, was freilich für den unerfahrenen Europäer zunächst eher wie ein Indiz für Unehrlichkeit oder Verschlagenheit wirkt. Unser beliebter Test zur Aufrichtigkeit – „schau mir in die Augen, wenn ich mit Dir rede“ – ist in manchen Teilen Afrikas einfach nur eine Aufforderung zur Frechheit, die einen wohlgezogenen Menschen in große Schwierigkeiten bringt.

In den Jahren meiner Einsätze in Afrika habe ich das alles schätzen und lieben gelernt. Freilich weiß ich, dass diese feinen Sitten auch mit Dingen zusammenhängen, die für die Entwicklung des Kontinents eher ein Hemmnis sind: die übergroße Ehrfurcht vor

unhinterfragten Autoritäten, die Macht der Gruppe über den Einzelnen, der Vorrang der Tradition vor dem Fortschritt. Und trotzdem täte es mir leid, wenn im Zuge der Modernisierung diese Sitten verschwänden. Das weit verästelte und feine Beziehungsgeflecht, das die Menschen miteinander verbindet, ist doch ein Ausdruck einer uralten und verfeinerten Lebenskultur. Das alles macht das Leben nicht unbedingt einfacher. Aber es ist echte Zivilisation. Bei der Ankunft auf dem deutschen Flughafen, wo die Menschen sich nicht mehr so viel bedeuten, geht es oft simpler zu, weniger umständlich und auch weniger anstrengend. Primitiver eben.

Schluss

Ich möchte am Ende dieses Referates noch einmal auf die Klosterregel des Heiligen Benedikt zurückkommen. Zu Lebzeiten ihres Autors hat sie keine sonderliche Karriere gemacht und ihr Geltungsbereich blieb auf einige wenige und damals nicht allzu bedeutende Klöster beschränkt. Erst ca. 50 Jahre nach dem Tod Benedikts gewann sie an Popularität und breitet sich allmählich über Europa aus. Wichtigste Stationen sind Gallien und England, von dort zurück nach Deutschland und Italien. Zu den großen inneren Vorzügen dieser Regel, die sich gegen viele andere, heute fast völlig unbekannte Texte durchsetzte, zählt ihre große Flexibilität. Immer wieder legt Benedikt dem Abt und seinen Mönchen nahe, sich nach den lokalen Verhältnissen zu richten was viele Dinge des konkreten Lebens angeht. Die materiellen Umstände des Klosters, die klimatischen Verhältnisse, die lokalen Eßgewohnheiten, all das spielt eine Rolle. Der Patron des Abendlandes hat keine uniforme Lebensregel geschaffen, sondern ein flexibles Klostermodell, dessen Grundintentionen bis heute in tausendfacher Verschiedenheit in der ganzen Welt immer wieder neu realisiert werden. Ein wichtiges Thema dieser Regel ist die Be-

gegnung mit dem Fremden; das, was ich Ihnen heute zu sagen versucht habe, das lässt sich leicht zusammenfassen in dem, was Benedikt über die Gäste des Klosters schreibt. Jeden Fremden, der sich der Klosterpforte nähert, soll der Pförtner zunächst mit einer Danksagung und der Bitte „Benedic“ – „Gib den Segen!“ empfangen. Das ist die Grundhaltung, mit der ein Gast aufgenommen werden soll: Fremdes, Neues, Überraschendes, das sich dem Kloster nähert, wird als Segensbringer dankbar angenommen, nicht etwa als Last oder Störung, sondern als etwas, wodurch Gott neu an die Gemeinschaft herantritt. Benedikt ist freilich nicht naiv. Der herbeieilende Obere soll dem Gast nun den Friedensgruß entbieten, aber nicht, bevor er nicht mit dem Gast gebetet hat – wegen der Täuschungen des Teufels, wie es Benedikt nennt. Das ist der Moment der *Discretio*, der Scheidung der Geister. Der eintreffende Fremde muss offenbaren, ob er im Namen Jesu das Haus betreten hat, oder mit anderer Absicht. Schließlich erwartet Benedikt, dass das Kloster von den Fremden, vor allem von fremden Mönchen, etwas lernt. „Wenn der fremde Mönch“, so die Regel, vernünftig und in demütiger Liebe etwas im Kloster kritisiert, soll der Abt klugerweise davon ausgehen, dass Gott den Fremden vielleicht sogar deshalb ins Kloster gesandt hat.“

Erzabt Jeremias Schröder OSB ist Abtpräses der Kongregation der Missionsbenediktiner von St. Ottilien.